

Die Einheit hinter den Gegensätzen

Die linke und die rechte Seite eines Etikettes treffen sich auf der Rückseite der Flasche

Oftmals wohnt zwei entgegengesetzten Polen eine verblüffend ähnliche Struktur inne, die stärker verbindet als der äußere Phänotyp sie trennt. Fast immer ist es schwierig, diese Struktur freizulegen, weil das polare Prinzip dem Betrachter eine quasi vorausgesetzte Verschiedenheit suggeriert, die alles tiefere Analysieren als müßig erscheinen lässt. Das gilt besonders dann, wenn die Pole eine stark abweichende Form zeigen.

Was haben die Grünen mit den Neoliberalen gemeinsam? Diese Frage klingt so absurd, dass man sie zunächst als Aufhänger für einen bestimmten Witztyp hält. Jedoch: Die innere Ähnlichkeit der Struktur überwiegt bei weitem die phänotypische Differenz. Was assoziiert man im Allgemeinen mit dem Kapitalismus? Glücklicherweise sind die Assoziationen nicht allzu verschieden: Im 19. Jahrhundert kommen die Bilder von Fabriken auf, große, rauchende Schloten, Dampfmaschinen und Arbeiter, die, in Lumpen gekleidet, Kohle in Glutöfen schaufeln. Später erscheinen Fließbänder, automatisierte Stätten der Produktion, Fabriken, die Waren in unfassbaren Stückzahlen ausspeien. Heute denkt man beim Begriff Kapitalismus an die Welt der Angestellten, an korrekte Kleidung, an die eleganten Anzüge der Manager, vor allem aber an Computernetze in Großraumbüros. Das Fernsehen hat zudem die Börsenparketts aus Frankfurt und New York fest in die Gehirne gebrannt. Kapitalismus ist assoziativ immer gekoppelt an Globalisierung, Reform und Umgestaltung. Dazuweiße Oberhemden, blaue Anzüge, krankenhaushaare Computer, schwarze Sitzgruppen im Bauhausstil, moderne Lampen und überall die Dominanz des rechten Winkels, in der Architektur vor allem.

Ganz anders die aufsteigenden Bilder beim Gedanken an die Grünen: in den Achtzigern Bilder von Männern in Latzhosen, lange Haare, Gärten, Kommunen, Frauen ohne Chique, ökologisch umgebaute Häuser, Demonstrationen, selbstgebackenes Brot und Hausgeburten. Der gefühlte Antagonismus zwischen Kapital und Ökologie ist der zwischen Funktion und Organik: auf der einen Seite die kühle, lieblose Sachlichkeit einer die Natur verachtenden Ökonomie, auf der Gegenseite die sanften Ökos, die Freunde der Erde, die Bewahrer der Natur. Gegensätzlicher könnten die Positionen nicht sein. Beide Parteien begriffen und begreifen sich denn auch als Gegner, an ihren Rändern als Feinde, die sich sogar bekriegen würden, wenn man sie nur gewähren ließe. Der Feind der strickenden – freilich ist die Typus mittlerweile schon wieder ausgestorben – Ökofrau ist der übertrieben selbstsichere, gut gekleidete Manager, der mit einem zynischen Lächeln die Existenzgrundlage von einigen Tausend Angestellten zerstört. Ebenso wird eine Bauwagenkolonie von den Mitgliedern eines Vorstandsmeeting als Ekel erregend empfunden, als Schandfleck, gegen den die Behörden mit äußerster Härte einzuschreiten haben.

Dennoch aber die Behauptung, dass diese beiden Pole über ein Gemeinsames verfügen, dessen Bindewirkung ihre Polarität mindestens neutralisiert. Es geht dabei nicht um die Gleichheit, die entsteht, wenn die Abstraktionsebene gewechselt wird: etwa: Beide sind auf der Welt, beide werden vergehen. In der Abstraktion hebt sich jede Polarität auf. Das versteckte Bindende ist viel einfacher, konkreter und in der Folge ungeheuerlicher. Beide Antipoden verkünden nämlich das Gesetz einer alles übergreifenden Knappheit. Knappheit nicht als kleiner Engpass, sondern als ontologisches Fundament, auf dem Gesellschaften und Kulturen sich gründen. Die Differenz besteht nur in der Rezeptur, mit der auf diese allem zugrunde liegende Knappheit reagiert wird: forsch aneignend der Kapitalist, konservativ bewahrend der Grüne. Angesichts der sich verknappenden Ölvorräte will der Kapitalist nur eines: das Öl haben. Der grüne Ökologe indessen will das Öl sparen. Der eine will besitzen und

mehren, der andere langsam und sparend verbrauchen. Das scheint eine Frage des Temperamentes zu sein. Beide Positionen sind bestimmt durch das Verdikt der universellen Knappheit, und unsere Kultur ist wesentlich bestimmt durch den Kampf dieser beiden (Schein-)Positionen.

Angesichts eines knappen Gutes gibt es nur drei Möglichkeiten: Man bringt es möglichst vollständig an sich, man rationalisiert seinen Gebrauch aufs Äußerste, oder man verzichtet auf das Gut und ignoriert es.

Die sehr starke Polarität der Positionen, z. B. der Knappheit gegenüber, verhindert oft das Sehen einer dritten Möglichkeit. Dieses geistige Gefangensein in einer zweiwertigen Dialektik zieht in der Alltagswelt gewöhnlich große Katastrophen nach sich. Mit ein wenig Cleverness, Phantasie und Anstrengung ließe sich die weltweite Abhängigkeit vom Öl leicht überwinden. Die reproduktionsnotwendigen Aufgaben lassen sich leicht via Netzwerk erledigen und das bisschen erforderliche Restmobilität ist durch einige intelligente Solarflitzer leicht zu bewerkstelligen. Viel wahrscheinlicher ist es aber, dass ein Krieg um die letzten Vorräte ausbrechen wird. Das Kapital wird den Krieg unter irgendeinem Vorwand beginnen, und die Kriegsgegner werden die USA als den größten Energieverschwender anprangern. Implizit behaupten aber beide Pole das Gleiche: „Schaut her, das Öl ist knapp, wir müssen etwas tun.“

Ein Ehepaar sitzt vor dem Fernseher. Sie möchte ihre Serie anschauen, er die Sportschau. Es kommt darüber zum Streit. Der Mann und die Frau werden zu Polen in einer Konfrontation und eben diese Polarität verhindert zu erkennen, dass sie beide lediglich fernsehen wollten. Sie sind Fernsehende, gleichgültig, welches Programm eingeschaltet wird. Ein Beobachter, der ein Foto der beiden sieht, kann nicht anders, als sie als Fernsehende zu identifizieren. Auch hier verhindert die Gefangenschaft zwischen zwei Polen einen echten Ausweg. Statt ihr Programm anzuschauen, könnte die Frau ausgehen und Wein trinken, vielleicht jemand kennen lernen, der mehr kann als fernzusehen. Im Weltmaßstab ist das Gefangensein in einer dialektischen Klammer alles andere als trivial. Ein Despot, der sein Volk bei der Stange halten will, braucht nichts weiter zu tun als zu rufen: „Schaut her, die Dinge sind knapp.“ Nun gibt es ängstliche und mutige Naturen. Die Ängstlichen werden sagen: „Wehe uns, die Dinge sind knapp, also lasst uns sparen und nochmals sparen.“ Und die Mutigen werden sagen: „Schaut her, wenn es nur so wenige Dinge gibt, sollten es auch nur wenige sein, die diese Dinge besitzen. Und ich werde dazu gehören.“

Und so bilden sich Parteien, die einander bekriegen, sich zu zerstören trachten und aufeinander eindreschen, die Sparer gegen die Raffkes, die Verlierer gegen die Gewinner. Der Neoliberalismus ist nichts weiter als eine aggressive Strategie im Umgang mit Knappheiten. Er wäre zu fürchten, wenn er sich nicht selbst belügen würde: „Wenn Geld noch knapper ist als Öl, dann drucken wir doch welches.“

Der Mainstream der ökologischen Bewegung ist nicht aus Liebe zu Wald und Wal entstanden, sondern aus der Erkenntnis, dass man Ressourcen schonen (also möglichst langsam verbrauchen) muss, wenn man lange etwas davon haben möchte. Knappheit als Ideologie bindet alle Temperamente, es hält sie ideologisch an der Kandarre. Luhmann hat Geld sehr richtig als Medium zur Beobachtung von Knappheit bezeichnet. An der Bedeutung des Geldes lässt sich der Erfolg der Knappheitsideologie ablesen. Was sähe ein außerirdischer Beobachter: Er sähe die Menschen kleinen bedruckten Scheinchen hinterherlaufen, anstatt ihre Probleme zu lösen. Ihnen ist nämlich erfolgreich implantiert worden, dass sie ihre Probleme nur mit Hilfe kleiner bedruckter Scheinchen lösen können.

Knappheit als Ideologie, als Kern, als ontologische Basis aller Ideologien und Parteien hat eine Begleiterscheinung, die keine Nebenerscheinung ist. Sie erzeugt den Typus des hastenden, knausernden, ewig unzufriedenen Menschen, der einem Tier auf Nahrungssuche gleicht. Das hortende Hörnchen oder die jagende Katze, nie ganz am Ziel. Knappheit als Prinzip stellt sicher, dass man nie genug hat. Ein erreich-

tes Ziel ist immer nur Durchgangsstadium, der Mensch bleibt unzufrieden, verhärtet oder schlicht unglücklich. Die Gehirnwäsche der Knappheit tötet Dionysos und Buddha gleichermaßen, und hier beginnt sie verbrecherisch zu werden. Sie tötet den herrlichen Verschwender Dionysos, der von der Gegenwart direkt in die Ewigkeit vorstößt, hinein in die Ekstase, die keine Zukunft kennt und schon deshalb nichts entbehren muss. Und es tötet die Knappheitsideologie auch den lächelnden Buddha, für den die Entsagung eben keine besonders rigide Form des Sparens ist, sondern der dritte Weg, die Polarität transzendierend. „Knappheit? Eure Knappheit interessiert mich nicht“, ist seine Botschaft. Die Ideologie der Knappheit befördert die Krämerseelen, sie ruft den Hartherzigen auf den Plan und ächtet den dionysischen Verschwender ebenso wie den Meister der Kontemplation.

Es ist ein eigentümlicher Zug bei Ökos und Kapitalisten, dass sie zum Fest unfähig sind. Der Reiche kann nicht feiern, er kann lediglich saufen und sich betäuben, und dem Ökologen haftet etwas Verkniffenes an, das in seiner Rigidität an die Moral von Ordensschwestern erinnert, die den Eros von Berufs wegen zum Feind haben.

Die radikale ökologische Bewegung und das Kapital gleichen sich ebenfalls in einer oft dramatischen Unfähigkeit zur Kunst. Es fehlt der natürliche, von Moral oder Nutzenerwägungen freie Zugang. Natürlich umgeben sich große Magnaten mit teuren Artefakten, und natürlich sind nicht alle Grünen unbegabt, aber es fehlen der Hunger nach Tönen und Bildern, die Faszination für das Kreative, dass über das Nützliche und das Richtige hinausgehen.

Ein bipolar-dialektischer Schwebezustand kann aufgelöst werden durch Intelligenz und Fantasie oder aber durch den Kurzschluss der Pole, durch eine blitzartige energetische Entladung, die immer als Katastrophe empfunden wird, auf deren Trümmern dann etwas Neues wächst. Diese evolutionär wenig anspruchsvolle Variante ist die bei weitem häufigste. Die Selbstemanzipation aus Spannungsverhältnissen durch Intelligenz und Fantasie hat hingegen eine eher unglückliche Prognose.

Die Gleichheit von inneren Strukturen bei scheinbar extremer Polarität des Äußeren wird oftmals erst durch großen zeitlichen Abstand offenbar. Wie haben die Nazis doch den Bolschewismus bekämpft, wie sehr haben sie ihn als Gegenteil all dessen empfunden, an das sie glaubten. Auch die Intellektuellen hatten die Homologien mehrheitlich übersehen. Heute liegt die Verwandtschaft von Nationalsozialismus und Sowjetkommunismus auf der Hand. Sie erstreckt sich weit über die gemeinsame Klassifizierung als totalitär hinaus. Zwei Despoten, Hitler, Stalin, zwei unsägliche Geheimpolizeien, expansiver territorialer Eroberungsdrang, verquere, dogmatische Ideologien, die Vergötterung der Arbeit und auch hier: die Unfähigkeit zu Eros und Kunst. Die Überbetonung von Flaggen und Symbolen, die Lust an Aufmärschen und Paraden, die Angst vor dem freien Individuum und vor allem: die Verachtung des Andersdenkenden, der nie als Bereicherung, sondern nur als Gegner erkannt werden kann. Dazu ein Netz von Lagern und Völkermord aus niedrigen Beweggründen. Über jeden einzelnen Aspekt ließe sich ein Buch schreiben und viele gute Bücher sind bereits darüber geschrieben worden. Wenig wurde allerdings darüber geforscht, ob hinter den offensichtlichen Parallelen eine noch tiefere Struktur existiert, die die beiden Pole erst zur Entfaltung bringen konnte. Ernst Jünger macht hierzu eine Andeutung in einem Nebensatz. Er erkannte im Stalinismus eine monotheistische Struktur und fragt lakonisch, ob man nach 2000 Jahren Monotheismus etwas anderes erwarten können. Und wirklich darf man hier die tiefere Ursache vermuten, die die Mannigfaltigkeit der Parallelen erklärt. Der Sowjetkommunismus wie der Nationalsozialismus reklamierten für sich die Moderne, ohne je in ihr angekommen zu sein. Vom Prinzip, dass es Führer und Geführte geben müsse, Ross und Reiter, Befehl und Gehorsam, Zentrum und Peripherie konnten beide nicht abstrahieren und so rekapitulierten und radikalisierten sie eine Struktur, die sie der monotheistischen Religion entnahmen.

Die Distanz zur Amtskirche bei Hitler, ihre Verfolgung unter Stalin sind keine Gegenargumente. Die wirkliche Struktur blieb unerkannt und radikalisierte sich, bis zwei morphologisch ähnliche Kontrahenten entstanden, die die Welt in eine Katastrophe führten. Die Scheingegensätzlichkeit der Antipoden wird deutlich, wenn man den Blick auf die anthropologischen Grundannahmen richtet. Diese unterscheiden sich nämlich kaum von denen einer monotheistisch verfassten Religion. Die Ausgangslage des Menschen ist grundsätzlich erlösungsbedürftig. Das Jetzt ist unerträglich. Es muss gewandelt werden, und zwar energisch. Ein neuer Mensch muss her, und damit der entstehen kann, müssen zunächst große Opfer gebracht werden. Das eigene, kleine und konkrete, sinnliche und private Glück steht bei Hitler, Stalin und der dogmatischen Kirche – die mit einem spirituellen Christentum nie etwas gemein hatte – unter Generalverdacht.

Die Grundannahmen bezüglich des In-der-Welt-Seins sind natürlich auch ganz anders möglich: Statt einer grundsätzlichen Erlösungsbedürftigkeit kann mit mindestens der gleichen Plausibilität angenommen werden, dass wir uns auf einem wunderbaren Planeten mit überreichlicher Energie befinden, die wir qua Information in Geist verwandeln können, ein ebenso interessanter wie lustvoller Prozess. Dass diese Denkvariante auch in einem neoliberalen Umfeld nicht gelingen will, sollte zu denken geben.

Die Berührungspunkte zwischen scheinbaren Gegensätzen bilden sich immer dann heraus, wenn man die Positionen aufs Äußerste radikalisiert. Nehmen wir eine amerikanische Mittelstandsfamilie, bei der der Sohn eher republikanische und die Tochter eher demokratische Positionen vertreten. Der Sohn mag den Präsidenten und findet eher gut, dass er den Irakern Frieden und Demokratie bringt, die Tochter bringt dagegen die Kürzungen im Sozialbereich ins Spiel. Regelmäßig sorgen diese unterschiedlichen Standpunkte für Diskussionen am Frühstückstisch. Zuweilen würden sie eskalieren, gäbe es nicht die familiäre Räson.

Erhöhen wir den ideologischen Kontrast ein wenig und betrachten eine linksliberale New Yorker Intellektuelle und einen Cowboy. Beide sind füreinander echte Feinde, Unpersonen, die freiwillig nicht miteinander essen gehen würden. Wechselseitig repräsentieren sie füreinander alles, was von Herzen hassenswert ist. Die Linksliberale Intellektuelle wird den Cowboy für seine Neigung zu Waffen hassen, für sein Machotum, für seine Engstirnigkeit und die Verachtung alles Fremden. Ganz klar ist der Cowboy patriotisch, für den Präsidenten und für eine starke Armee, die den Feinden des Landes mit dem Stiefel in den Arsch tritt. Umgekehrt wird der Cowboy die New Yorkerin für eine Vaterlandsverräterin halten, die auf Demonstrationen geht und so dem eigenen Land in den Rücken fällt. Ihr Engagement für die sozialen Randgruppen ist ihm verdächtig, ebenso dass sie nichts Sinnvolles leistet, sondern sich mit ihrer wissenschaftlichen Schreibung auf Kosten des Staates ernährt, den sie ansonsten bekämpft. Dem Cowboy missfallen ihre Kleidung, ihre Ausdrucksweise, ihre Freunde, ihr Habitus und ihre Stadt, also so ziemlich alles.

Hier haben wir es mit zwei echten Antipoden zu tun, die man besser nicht aufeinander treffen lässt. Radikalisiert man die Positionen noch weiter, nähern sie sich erstaunlicherweise wieder an. Wer ist noch linker als eine New Yorker Intellektuelle? Einige moderne Neo- oder Cyberhippies sind es, die allerdings nur noch wenig mit den Blumenkindern gemein haben. Der Hippie unterscheidet sich vom Typ des linksliberalen Intellektuellen dadurch, dass er nicht mehr glaubt, die Welt durch Standpunkte oder Meinungen retten zu können. Und er hat verstanden, dass er die Welt nicht rettet, wenn er sich nicht rettet, wenn er also seinen eigenen Körper und seinen eigenen Geist nicht in Ordnung bringt. Hier verläuft eine starke Scheidelinie: Viele Linke deklarieren ihre Solidarität mit den unterschiedlichsten Typen von Bedürftigen, sind aber nicht imstande, ihr eigenes Leben in Ordnung zu bringen.

Der Hippie hat die Stadt verlassen und verdingt sich auf einer Farm. Sein Traum besteht darin, ein echter Selbstversorger zu sein, eine gute, vitale Zelle des

gesamten Kosmos. Der Hippie hat – draußen – auch gelernt, sich selbst zu respektieren, und nicht nur die anderen, die oftmals gern vor dem Respekt ihrer linksliberalen Gönner etwas sicherer wären. Unser Hippie schwafelt weniger und lebt mehr. Und im Gegensatz zu seinen vormaligen Gepflogenheiten findet er es ganz in Ordnung, ein Kaninchen zu essen, das er selbst gefangen hat.

Aber wer ist radikaler als ein Cowboy? Normale Cowboys hassen normale Hippies, wie eindrucksvoll in der Schlusssequenz von *Easy Rider* zu sehen ist. Noch radikaler als der Cowboy ist der - freilich seltene - Typ des einzelgängerischen Waldläufers. Während der Cowboy sein Vaterland liebt, lieben seine radikaleren Verwandten das Land, das ganz konkrete Land mit den Bergen, Flüssen und Bäumen. Das Land hat für ihn Seele, nicht nur landwirtschaftlichen Nutzen. Zwar akzeptiert er grüne Positionen, aber er schätzt deren schwatzhafte Vertreter nicht. Der Waldläufer leidet, wenn ein Baum gefällt wird, und er ist auch bereit, ein paar gut gezielte Schüsse auf die Reifen eines Radladers abzugeben. Zur Regierung hat er keine Einstellung mehr, er ist lediglich froh, dass sie nicht dort ist, wo er gerade ist. Er hasst aufrecht alles Administrative, er kennt seine Sozialversicherungsnummer nicht, tut sich schwer beim Ausfüllen von Formularen, kann dafür aber bei der Geburt eines Fohlens helfen. Diese Ultras, Waldläufer und Hippies können friedlich zusammen am Lagerfeuer sitzen, während sich die Gemäßigten die Schädel einschlagen.